

Sankt Sebastian

Autor(en): **Hauser, Walter / Matt, Hans von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **45 (1958)**

Heft 1: **Das Gedicht in der Schule**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-525875>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

wie mit einem magischen Band. Zu entdecken bleibt noch, daß die akzentuierten Wörter meist kräftige Konsonanten aufweisen, daß aber daneben die stimmhaften Laute *m, n, r, l* ungewöhnlich häufig sind. Die scharfartikulierten Laute der betonten Stellen heben sich also von einem sonoren Untergrund ab. Wahrhaft eine betörende Sprache!

5.

Nach der spannenden und aufschlußreichen Kleinarbeit am Lautgefüge, die plötzlich ein Geheimnis dieser Kunst lüftet, wird man wohl das Gedicht nochmals lesen lassen, um seine Wirkung zu vertiefen. Dann bietet sich Gelegenheit, auf das hinzuweisen, was für Walter Hauser besonders bezeichnend ist:

Einmal auf seine inbrünstige Sehnsucht nach Gott und auf die oft geäußerte Bereitschaft, sich bis zum letzten hinzugeben. Das zeigen etwa die Verse:

*Und kommst Du nur, mit Aussatz mich zu schlagen,
wenn Du nur endlich kommst, mir ist's genug.*

(Und kommst Du nur, Stufen zum Licht.)

*Nicht andre Sehnsucht weiß ich Dir zu nennen,
denn still zu stehn vor Dir und zu verbrennen,
ganz klein zu werden, zu vergehn für Dich.*

(Der Lichtträger, Stufen zum Licht.)

Dann seine Sehnsucht nach der ‚betörenden Sprache‘. Schon vor dreißig Jahren hat er ja gebetet:

*Doch gib mir auch des Wortes hohe Gnade,
versengend, siegreich, rein, voll Süßigkeit.*

(Laudes, Stufen zum Licht.)

Das Wort ist für Walter Hauser also eine Gnade, und seine Kunst kann nie zum Selbstzweck werden, sondern bleibt ein Mittel, zu Gott und über Gott zu sprechen. Sie ist eine Dichtung der Inbrunst (vgl. Wortwahl und Sprechgebärde!) und geprägt vom Geist, der sich im Vers offenbart:

*Hoffe auf Gott und singe Ihm alle törichte Verse
der Liebe, die das Herz dir eingibt.*

(Quare tristis es, Ewiges Siegel.)

Hinweis der Schriftleitung auf eine Walter Hauser-Monographie. Im Verlag der Urner Kantonsbibliothek ist dieser Tage eine 70 Seiten umfassende Monographie über *Walter Hauser* erschienen. Sie ist von Dr. Alfons Müller verfaßt, enthält aber auch eine Selbstbiographie des Dichters. Die Schrift ‚*Walter Hauser – Eine Einführung in sein Werk*‘ gibt zuerst Aufschluß über ‚das Werk im Urteil der Öffentlichkeit‘ und erläutert dann in den Abschnitten ‚Mystisches Dasein‘ und ‚Mystische Welt‘ die Grundhaltung, die Motive und die Symbolsprache des Dichters. Sie bietet auch eine Reihe von Bildern sowie ein erstaunlich umfangreiches Werkverzeichnis und eine vierzig Nummern umfassende Hauser-Bibliographie. Walter Hauser hat somit endlich eine Monographie erhalten, die den Zugang zu seinem Werk erleichtert und die zeigt, welche Reichtümer in seiner Dichtung liegen. Die Schrift kann zum Preis von Fr. 5.25 bei der Kantonsbibliothek Uri in Altdorf bezogen werden.

Sankt Sebastian Walter Hauser

Hans von Matt, Stans

*Weißt du noch,
Gefährte meiner Frühlinge,
die Stunde, da wir Zweige schnitten
von frisch ergrüntem Holunder?
Du schnittest eine Flöte,
zärtlich klagend wie Lämmer.
Ich schnitzte den Pfeil
und schoß ihn zum Himmel.
Wie ein Schrei des Jubels fuhr er empor,
und ich sah seinen Fall nicht
ins besonnte Gras.*

*Ich lieb dir den Bogen einmal
und den zuletzt geschnitzten Pfeil,
und du zieltest auf eine singende Amsel
in der Esche Gezweig.
Der Vogel flatterte mit durchbohrter Kehle
vor unsere Füße.
Wußtest du,
daß Pfeile auch töten?*

*Die erste Schlacht!
Pfeile durchsirrten die Luft*

*und Sterbender Schreie.
Wußtest du,
daß Pfeile auch Herzen durchbohren
von Menschen
und sie heften
an die dunkle Mauer des Todes?*

*Nun schnürten sie mich an den Baum,
und Bogen erbeben sich.
Christus mit dem durchbohrten Herzen,
laß mich Dein Pfeil sein,
fahrend empor
in Dein seliges Licht!*

(Aus: ‚Feier des Lebens‘, Räder, 1957.)

Das Gedicht besteht aus reimlosen freien Rhythmen, einer lyrischen Form, die sehr hohe Anforderungen stellt, da Versmaß und Reim durch andere Vorzüge aufgewogen werden müssen. Unübertroffene Meister dieser Form sind Hölderlin und der späte Rilke.

Das Gedicht ist sehr klar gegliedert: vier Strophen – vier Themen, alle beherrscht vom Pfeilmotiv. Der Pfeil als Spielzeug, der Pfeil, der eine Amsel tötet, der menschenmörderische Pfeil und St. Sebastian von Pfeilen durchbohrt.

Sehr wichtig ist der Unterschied in der Verwendung des Pfeils. Der Pfeil als Spielzeug, der nur zur Lust des Schützen oder des Zuschauers – oder des Pfeiles selbst – fliegt, steht in Gegensatz zum gezielten, verwundenden Pfeil, der in mörderischer Absicht losgeschneit wird. Es liegt hier der Unterschied von zweckloser Kunst und zweckbestimmtem Kampf vor.

Jedermann hat den spielerischen Pfeil erlebt. Es ist ein wahrhaft sublimes Vergnügen, mit einem starken, elastischen Bogen aus Hasel- oder Eibenholz einen schlanken Pfeil hoch in die blaue Luft fliegen zu lassen, so daß er den geblendeten Augen fast entschwindet. Walter Hauser muß dieses Spiel als Knabe sehr geliebt haben, denn das Motiv ist ihm sichtlich teuer.

Wer zu lesen beginnt, sieht sich in eine leichte, freudige Szene versetzt. Zwei Freunde rufen sich gemeinsame Jugenderlebnisse ins Gedächtnis zurück: «Weißt du noch?» Sie erinnern sich, wie sie vor vielen Jahren im Frühling spielten, wie der eine aus saftigen Zweigen eine Flöte schnitt, der andere einen Pfeil, der vom Bogen geschneit, hoch in die Luft flog, so hoch, daß man ihn nicht

zurückkehren sah. Der Pfeil hatte kein Ziel; nur die Lust beseelte ihn, hoch zum Himmel zu fliegen. Ein harmloses Knabenspiel.

Die zweite Strophe nimmt das Pfeilmotiv ernster. Der Freund zielt auf eine Amsel, und, ohne es zu wollen, trifft und tötet er sie.

«Wußtest du,
daß Pfeile auch töten?»

In der dritten Strophe wird der Pfeil zur mörderischen Waffe. Der Knabe ist Mann geworden und schlägt die erste Schlacht. Nun wird das Jugendspiel zum bitterbösen Ernst.

«Wußtest du,
daß Pfeile auch Herzen durchbohren
von Menschen
und sie heften
an die dunkle Mauer des Todes?»

Dieses schaurige Bild des Pfeils, der das Herz an die Todesmauer heftet, bildet den äußersten Gegensatz zum schwerelos ins selige Licht auffliegenden Pfeil.

Die vierte Strophe holt zu einer überraschenden Wendung aus. Dem Leser ergeht es seltsam. Erst jetzt erfährt er, daß das ganze Gedicht von St. Sebastian handelt. Rückwirkend wird durch diese Strophe manches Vorherige umgebogen, erhält einen andern oder gar erst den eigentlichen Sinn. Durch die Verwandlung des zuerst Gelesenen im Geist des Weiterlesenden wird eine geheimnisvolle lyrische Wirkung erzielt. In dieser Wandlung und Steigerung des Gehalts beruht der künstlerische Wert des Gedichts.

Es war also St. Sebastian, der als Knabe mit Pfeilen spielte, der später zum ersten Mal die tödliche Wirkung des Pfeils an einer Amsel erfuhr, der in der Schlacht, als junger Offizier, den blutigen Ernst der menschentötenden Pfeile erlebte und der endlich – festgeschnürt an den Baum – selber das Ziel der Pfeile wird. In diesem äußersten Augenblick steigert er sich zum Heiligen mit dem Ruf:

«Christus...
laß mich Dein Pfeil sein,
fahrend empor
in Dein seliges Licht!»

Das Gedicht schwingt an der bangsten Stelle in Jubel um. Sebastian selber will die Wonne des emporsteigenden Pfeiles erleben.

Zweimal wird das Bild des hochfliegenden, im Licht verschwindenden Pfeils verwendet. Das erstemal schnell ihn ein Knabe spielend empor, und das Nichtwiederkehren wird nur angedeutet mit den Worten: «Und ich sah seinen Fall nicht ins besonnte Gras». Das zweitemal aber ist Sebastian selber der Pfeil, der nun wirklich nicht mehr zurückkehrt. Die beiden Stellen sind sehr kunstvoll aufeinander bezogen. Die erste wirkt spielerisch vorbereitend, die zweite nimmt das bildhafte Thema auf und erfüllt es mit religiösem Gehalt. Die beseligende Wirkung des Schlusses wird mächtig gesteigert durch die vorangehenden düsteren Strophen, die den Pfeil als tötende Waffe zeigen. Sebastian erfährt beides an sich, den tötenden und den selig auffliegenden Pfeil.

«Nun schnüren sie mich an den Baum,
und Bogen erheben sich.»

Wer genau hinhört auf diese Worte, merkt, daß der Vers das ganze Gedicht zeitlich bestimmt. In dem bangen Augenblick, da die Bogen sich erheben, arbeitet die Erinnerung des Heiligen fieberhaft, und er überblickt sein ganzes Leben. Dieses Durcheilen aller Altersstufen im Augenblick höchster Gefahr wurde schon oft erlebt und geschildert. Die auf sein Leben gerichteten Pfeile lassen – psychologisch folgerichtig – vor allem jene Erlebnisse aufleuchten, die sich auf Pfeile beziehen. Wer das Gedicht in diesem Sinne wieder liest, wird es von ganz anderen Spannungen geladen erleben. Jedes Wort tritt in Bezug zum Augenblick, da die Bogen sich erheben. Aber nicht die tödlichen Pfeile wirken auf die Einbildungskraft des Heiligen am mächtigsten; die früheste Erinnerung an den makellosen Flug des Pfeils seiner Jugendspiele ist stärker, so daß sich sein letzter Wunsch nach diesem Bilde formt:

«Laß mich Dein Pfeil sein,
fahrend empor
in Dein seliges Licht.»

Die lyrische Wirkung kommt dadurch zustande, daß der Todesernst und die Lust des Fliegens in den gleichen knappen Worten ausgesagt sind.

Wer das Gesamtwerk Walter Hausers überblickt, kennt seine mystische Grundhaltung. Es muß kaum darauf hingewiesen werden, daß Sebastian den Dichter selbst vertritt, daß der Dichter sein

eigenes Verlangen und das jedes tief religiösen Menschen in diese Form gekleidet hat.

Es ist kein Zufall, daß die Strophen ungleich lang sind. Der Vorteil des freien Versmaßes ist hier ausgenutzt. Die erste Strophe, mit dem unbeschwert spielerischen Inhalt, ist die längste: elf wohlgefüllte Verse. Es folgen zwei Strophen von je acht zum Teil kürzeren Versen, und die letzte und inhaltlich weitaus gewichtigste Strophe besteht nur aus sechs Versen. Noch auffallender wird diese fortschreitende Verknappung, wenn man die Wortzahl der Strophen in Betracht zieht. Es ist klar, daß der Dichter die Worte nicht gezählt hat. Aber dieses Sichgehenlassen am Anfang und die zunehmende Verhaltenheit und Konzentration gegen das Ende hin ist ein Kunstmittel, das Walter Hauser oft verwendet. Durch die lockeren Formen am Anfang tritt die Knappheit des Folgenden wirkungsvoller in Erscheinung. Besonders die fast nur noch als Extrakt wirkende Form der Aussage des Hauptgedankens am Schluß ist ein Charakteristikum der Kunst Walter Hausers.

Wollte man den Rhythmus des Gedichts graphisch darstellen, so müßte die erste Strophe in tändelnden Wellenlinien gezeichnet werden, die in eine freudige Vertikale münden. Die zwei folgenden Strophen verharren in geraden Horizontalen. Die gezielten Pfeile fliegen waagrecht und hart. Die letzte Strophe nimmt diese Waagrechte auf mit den zum Schuß bereiten Pfeilen, aber diese vermögen nur das irdische Schwergewicht zu treffen, und der Rhythmus reißt sich abrupt los und eilt in steilster Vertikale zum verzückten Schluß. Ebenso ist das Helldunkel verteilt. Der Anfang ist heiter, in Frühlingsfarben gemalt. Die zwei mittleren Strophen werden vom Schwarz beherrscht: die getroffene Amsel und die «dunkle Mauer des Todes». Die letzte aber endet im blendenden Licht. Der knappe Schluß ist auf die erste spielerische Strophe bezogen, wie ein musikalisches Motiv. Es wird am Anfang in einem Andantino abgewandelt, um ganz zuletzt plötzlich wieder aufgenommen und zu einem hinreißenden Finale umgeformt zu werden.

Mit diesen Hinweisen auf die künstlerische Form des Gedichtes soll gezeigt werden, daß es ein inneres Maß und einen inneren Rhythmus besitzt, welche die Freiheit der Form berechtigen.